

Getarnte und maskierte Fremdwörter

Autor(en): **Merian-Genast, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten mit dem Mitgliederbeitrag 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Obmann des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Safner, Zürich 8.

Modewörter

Auch Modewörter gibt's, so gut wie Modefarben;
Sie dauern freilich kurze Zeit,
Und viele Lieblingsphrasen starben
Im Sumpfe der Vergessenheit.
Der Trödler handelt jetzt mit der Empfindsamkeit;
Kraftsprache, Bardenton, des Minneliedes Säuseln —
Antiquitäten sind's! Das oft gespielte Spiel
Macht keine Wirkung mehr; wir finden fad und kühl,
Was zum Entzücken sonst gefiel:
Fast jedes Jahr bringt einen neuen Stil,
Wo die Gedanken sich nach neuen Formen kräuseln.
Das große Lösungswort, das jetzt ein jeder kräht,
Vor dem in ihren Staatsperücken
Sich selbst des Volkes Häupter bücken,
Horch auf! es heißt: Publizität!

Samuel Gottlieb Bürde (um 1789)

Anmerkung. „Publizität“ war in der Tat in den achtziger Jahren des 18. Jh. ein neues und beliebtes Wort, ist dann in der ersten Hälfte des 19. Jh. wieder etwas verblichen und heute ziemlich selten. Ähnlich ist es mit den andern Beispielen gegangen. In den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jh. schrieben deutsche Dichter, unter ihnen der immer noch angesehene Klopstock, in Verherrlichung des deutschen Altertums kraftstrotzende „Bardenlieder“, eine Mode, die man in der Geschichte des deutschen Schrifttums dann das „Bardengeheul“ genannt hat. „Minne“, um 1200, in der Blütezeit der ritterlichen Dichtung, eines der schönsten und höchsten Wörter, war im 17. Jh. unmöglich geworden, wurde dann aber 1758 durch die „Sammlung von Minnebüchern“ der Schweizer Bodmer und Breitinger neu belebt und samt „minnen“ und „Minnelied“ namentlich seit 1773 durch die Dichter des Göttinger Hainbundes in Umlauf gesetzt. „Empfindsam“ taucht erst 1757 auf; Lessing empfahl es als Übersetzung von englisch „sentimental“ in einem damals viel gelesenen Roman; in der Blütezeit von Goethes „Werther“, also in den siebziger Jahren, war es ein Hauptschlagwort, sank dann aber rasch im Ansehen, und schon 1789 nannte es ein damals angesehener Schriftsteller ein Schandwort, und ein anderer bedauerte seine völlige Abnützung. Heute darf man es mit Vorsicht wieder verwenden, während das unmittelbar aus dem Englischen herübergenommene, einst ebenfalls beliebte „fentimental“ nie anders als lächerlich wirkt. — Die Mode der Modewörter ist also nicht neu, aber der Kampf dagegen auch nicht.

Getarnte und maskierte Fremdwörter

von Prof. Dr. Ernst Merian-Genast

Was ist ein Fremdwort? Das scheint leicht erklärt: ein Wort, das nach seinem Klang, nach seiner Lautgestalt undeutsch wirkt, seine Herkunft aus einer andern Sprache verrät. Aber der Schein trügt, der Ohrenschein so gut wie der Augenschein. In dem Satz: „Das ist ein fesches, graziöses Mädcl, aber kokett“ findet die Verfasserin eines gescheiterten Buches über „Fremdwortkunde“, Elise Richter, neben zwei franzö-

fischen ein deutsches, ja „urwienerisches“ Adjektiv: fesch. (Sie bestätigt damit unwissentlich eine Feststellung, die der Schriftsteller Holtei bereits um 1860 machte, „fäsch“ sei ein Wort, welches seine britische Abstammung schon vergessen habe und ebenso wienerisch deutsch geworden sei wie famos, klassisch.) In Wahrheit aber ist fesch eine Abkürzung des englischen fashionable = modisch. Das beweist schlagend, daß auch der Philologe einem Wort seinen fremden Ursprung nicht ohne weiteres anhören oder ansehen kann; nur die Erforschung seiner Geschichte, seiner Herkunft, die Etymologie, gibt uns über sein wahres Wesen sichern Aufschluß. Sie durchleuchtet gewissermaßen den Wortkörper und zeigt unter der heimischen Tracht den fremden Knochenbau, aber auch unter ausländischem Putz vertraute Gestalten. Solche getarnte und maskierte Fremdwörter wollen wir heute einmal entlarven.

Tarnung ist Verbergen der Andersartigkeit durch Anpassung an die Umgebung. Das geschieht am einfachsten durch Angleichung der fremden Aussprache und Schreibweise an die deutsche. Wörter wie Sport, Tunnel, Streik wirken deutsch, weil sie aus deutschen Lauten zusammengesetzt sind, aber sie erweisen sich doch schnell als fremd, weil diese Laute sich in unserer Sprache sonst nirgends so zusammenfinden, d. h. diese Wörter klingen deutsch, aber sie klingen an nichts Deutsches an; sie sind innerhalb des Deutschen völlig isoliert. Schwerer zu durchschauen ist die Tarnung, wenn das fremde Wort nicht nur deutsch ausgesprochen, sondern durch ein bedeutungsverwandtes deutsches Wort ersetzt, übersetzt ist. Man spricht dann von Lehnübersetzung, französisch bildhafter und daher treffender calque, Abklatsch genannt. Wer eine fremde Zeichnung durchpaust, der liefert damit nichts Eigenes, Originales, obwohl er selbst den Bleistift und das Papier gestellt hat: die Zeichnung ist nicht sein geistiges Eigentum, sondern das des Künstlers, den er nachahmt. In der Sprache ist es nicht anders. Die Prägung eines neuen Wortes ist eine schöpferische Leistung, seine Übersetzung in eine andere Sprache eine bloße Reproduktion. Diese kann mehr oder weniger geschickt sein, je nachdem sie den Sinn frei wiedergibt oder sklavisch am Buchstaben klebt. In diesem Fall verrät sich die fremde Herkunft gewöhnlich dem geschärften Sprachgefühl durch irgend eine Unstimmigkeit. „Eigennamen“ erscheint bei oberflächlicher Betrachtung als gut deutsches Wort: ein Name, der einer Person oder Örtlichkeit eignet, zugehört. Aber gilt das nicht von jedem Namen? Der Zusatz „Eigen“ ist im Deutschen überflüssig, nicht aber im Lateinischen und Französischen, wo nomen, nom ein beliebiges Hauptwort bezeichnet, und man daher logisch nom propre (Hans, Basel) und nom commun (Mann, Stadt) unterscheidet. Eigennamen sind also eine falsche

Übersetzung statt Eigenwort oder Name. Auch Eigenliebe ist ein solcher gedankenloser Abklatsch von amour propre statt Selbstliebe. Und warum bezeichnet man eine triviale Redewendung, eine Binsenwahrheit, als „Gemeinplatz“? Nur weil man sich nicht die Mühe genommen hat, das französische lieu commun, lat. locus communis sinngemäß zu übersetzen. Lieu bezeichnet hier nicht eine Örtlichkeit im eigentlichen Sinne, sondern übertragen die Stelle, Wendung einer Rede. Man hat denn auch im 18. Jh. zunächst andere Übersetzungen vorgeschlagen: Gemeinort, Gemein-spruch — gerade die sinnloseste hat sich durchgesetzt, vielleicht wegen der klanglichen Wirkung; überschütten uns nicht wirklich manche Redner mit Gemeinplätzen wie mit einem Platzregen?

Was hat eigentlich Leidenschaft mit Leiden zu tun? „Eiferucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft“, definiert Schleiermacher, aber das ist ein geistvolles Wortspiel, das nicht erklärt, wieso gerade das heftige Wollen als ein Leiden bezeichnet wird. Spricht man doch von unbändiger, tätiger Leidenschaft, was also eigentlich ein Widerspruch wäre. Auch dieses Wort ist einem fremden allzu genau nachgebildet, nämlich dem französischen passion, das zwar etymologisch vom lat. passio, Leiden, kommt, aber im 17. Jh. schon ein lebhaftes Begehren bezeichnete.

Aber auch wo ein Wort sprachlich keinerlei Merkmale fremder Herkunft aufweist, kann doch sein Gehalt, seine Bedeutung undeutsch sein. Ein Wort ist ja kein abstraktes, von Raum und Zeit losgelöstes Zeichen für einen allen Menschen gleichmäßig gegebenen Tatbestand wie die Ziffern oder mathematischen Symbole, sondern Ausdruck einer bestimmten Volksart und ihrer historischen Entwicklung. Das franz. monde und das deutsche Welt decken sich nur mit einem Teil ihres Bedeutungsumfanges, und gerade der jeder Sprache eigentümliche ist der für die nationale „Weltanschauung“ charakteristische. Der gesellige Franzose, der in Paris die geistige und gesellschaftliche Auslese des ganzen Landes versammelt findet, nennt diesen kleinen Ausschnitt aus der Bevölkerung einer einzigen Stadt „le monde“. „Das ist meine Welt, das heißt eine Welt“, kann er ohne faulstische Ironie von diesem engen Kreise sagen. Dem aus seiner Einsamkeit in die Weite strebenden Deutschen ist umgekehrt Welt die Gesamtheit der Menschen ohne Bevorzugung einer Klasse oder eines Volkes: Weltbürger, Weltliteratur, Weltgeschichte. Wenn nun im 18. Jh. Wörter und Wendungen auftreten wie „Weltmann“, „feine, elegante Welt“, „er hat Welt“, so erscheint hier in deutscher Sprache französisches Denken und Werten. Noch krasser ist das Mißverhältnis zwischen deutschem Klang und fremdem Sinn bei dem seit der Mitte des 19. Jh. auftretenden „Halbwelt“ nach demi-monde, zur Bezeichnung gewisser Damen, die äußerlich zur feinen Gesellschaft gehören, durch ihren Lebenswandel aber von ihr ausgeschlossen sind.

Wie in monde die Welt zur feinen Gesellschaft, so ist in vivre das Leben zum feinen Betragen verengt. Wenn ein Bedienter in Lessings „Minna von Barnhelm“ erklärt: „Meine Herrschaft weiß zu leben“, so ist das wie das dazugehörige Substantivum Lebensart eine Übersetzung des franz. savoir-vivre. Auch hier hat dann das 19. Jh. die Entwicklung weitergeführt und das Gesellige auf das Erotische eingeschränkt: der viveur ist das würdige Gegenstück zur demi-monde, und das deutsche Lebemann, das noch bei Goethe durchaus lobend den praktischen Menschen im Gegensatz zum Theoretiker bezeichnen kann, bekommt nun unter französischem Einfluß den abschätzigen Sinn eines Genußmenschen.

Schon im Mittelalter hat übrigens die überlegene französische Gesellschaftskultur in deutschen Wörtern ihre Spuren hinterlassen. Wenn der „ritier“, zunächst einfach der Berittene, zugleich als Ritter ein bestimmtes Ideal der Haltung und Gesinnung verkörpert, so zeigt sich darin die Einwirkung des franz. chevalier. Daß nur am Hof seine Lebensart herrschen kann, während das Land der Roheit und Plumpheit preisgegeben ist, diese französische Denkweise spiegelt sich in den Beiwörtern höflich, höflich und bäurisch, dörplich, die dem Gegensatzpaar courtois und vilain nachgebildet sind. In Tölpel (aus Dörper) wirkt diese Verachtung des Bauern bis heute durch den Lautwandel verhüllt nach. Daß nicht nur ein Fürst, sondern auch eine schöne Frau Hof hält, daß man ihr den Hof macht, ihr schmeichelt, ist ebenfalls französischer Brauch: faire la cour.

Neben dem geselligen zeigt das öffentliche Leben auf Schritt und Tritt französisches Denken in scheinbar deutschen Wörtern. Im Lande der Revolution und der Pressefreiheit, aber auch des „on dit“, der Gleichmacherei, wurde die opinion publique zu einer Macht und drang als „öffentliche Meinung“ auch in die deutsche Sprache, die bisher unter Meinung vor allem die persönliche Ansicht verstanden hatte. Wie fremd der Begriff zunächst noch wirkte, zeigt Wielands umständliche Erklärung dieser „vieldeutigen Benennung, die man in unsern Tagen so oft zu hören bekommt“: „Ich verstehe darunter eine Meinung, die bei einem ganzen Volk, hauptsächlich unter denjenigen Klassen, die, wenn sie in Masse wirken, das Übergewicht machen, nach und nach Wurzel gefaßt und dergestalt überhand genommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet, eine Meinung, die sich unvermerkt der meisten Köpfe bemächtigt hat und auch in Fällen, wo sie noch nicht laut zu werden wagt, doch, gleich einem Bienenstock, der in kurzem schwärmen wird, sich durch dumpfes, immer stärker werdendes Gemurmel ankündigt.“ Man merkt, wie mühsam Wieland aus dem deutschen Wort den fremden Sinn gleichsam herausbuchstabiert! Richtig bemerkt ein Schriftsteller zu einem andern französischen Schlagwort jener Zeit: publicité: „Vorläufig haben wir einmal das Wort, bald werden wir auch die Sache haben.“ In der Tat, Publizität und das danach gebildete Öffentlichkeit lag im Zuge der Zeit, die z. B. öffentliche Gerichtsverhandlungen durchsetzte. Auch die Weiterentwicklung von Öffentlichkeit im Sinne von le public entspricht mehr französischem als deutschem Sprachgebrauch. Auch andere Wörter auf -heit und -keit haben erst nach dem Muster des Französischen den Übergang von abstrakten zum konkreten Sinn vollzogen. Nach nouveauté, rareté bezeichnen Neuheit, Seltenheit neue, seltene Gegenstände, nach beauté Schönheit eine schöne Frau.

Daß auch die eigentlichen Organe der Öffentlichkeit, Presse und Parlament, in deutschen Ausdrücken oft tatsächlich französisch oder englisch reden, kann nach all dem nicht erstaunen. Die Rechte und die Linke, die Tagesordnung und die Thronrede, die Kammer und die gesetzgebende Körperschaft stammen aus Paris, der Ordnungsruf und die Jungfernrrede, das Stimmvieh, der Zwischenruf „hört, hört“ aus London. Über den Rhein flogen die Ente (le canard), und das Blatt (la feuille), über den Ozean kam die große Seeschlange und der gleichfalls lange Leitartikel (leading-article). Zum eisernen Bestand der großen Politik gehören das seit dem 17. Jh. wackelnde europäische Gleichgewicht (balance of Europe), die seit dem 18. Jh. ungelöste orientalische Frage (question orientale) und der seit dem ersten Napoleon mit wechselndem Glück gemagte Staatsstreich (coup d'état). Im Bereich der innern Politik ist einigermaßen tröstlich die Feststellung, daß der Lockspizel trotz seines gut deutschen Namens eine französische Erfindung ist. Der sozialistische

Dichter Henckel überfetzte so den Ausdruck *agent provocateur* in einem Gedicht, das er am 2. Februar 1888 in der „Züricher Post“ veröffentlichte. Dankbarer dürfen wir dem französischen Vorbild sein für die Geschworenen (*les jurés*) und ihren Wahrpruch (*verdict*), für den *code civil*, das bürgerliche Gesetzbuch, *l'état civil*, das Standesamt, in der Schweiz Zivilstandsamt genannt, was das französische Vorbild noch deutlich erkennen läßt.

Wenn in den bisher besprochenen Wörtern der Bedeutungsinhalt mit samt der Bezeichnung aus der Fremde zu uns kam, so haben wir andererseits auch für unser eigenstes Gut gelegentlich die Bezeichnung einer fremden Sprache nachgebildet. Daß man die Sache an sich hat, genügt noch nicht, um auch ein Wort dafür zu haben. Dazu gehört, daß man sie auch für sich hat, d. h. daß man sich dieses Besitzes bewußt wird, und darin ist bisweilen das Ausland uns vorangegangen. Wo wäre das Volkslied reicher entwickelt und höher geschätzt als im deutschen Sprachgebiet? Und doch ist sein Wiederentdecker Herder erst durch den Engländer Percy auf diese vergessenen Schätze aufmerksam geworden und hat erst nach langem Taften und Schwanken zwischen Provinzial-, Populär-, Standes-Liedern das englische *popular song* in das so naheliegende Volkslied verdeutscht. Welche Nation hätte mehr Opfer gebracht für ihre Gewissensfreiheit als die deutsche? Und doch tritt das Wort erst im Westfälischen Friedensvertrag auf als Übersetzung eines hundert Jahre älteren *liberté de conscience*. Ja, das Gewissen selbst, dieses allerpersönlichste und innigste Empfinden, verdankt seine Benennung der Übersetzungstätigkeit des st.-gallischen Mönches Notker (um 1000), der so wort-wörtlich das *lat. conscientia* wiedergab, das seinerseits nur ein Abklatsch des griech. *Syneidesis* ist. Genau so verhält sich Mitleid zu *compassio* und *Sympáthia*.

Nach all dem klingt es vielleicht nicht mehr so paradox, daß nach der neuesten Forschung auch deutsch ein solches Übersetzungslehnewort ist. Seiner Bildung nach ist es eine Ableitung zu dem Substantiv *diet* = Volk, das in dem Namen Dietrich (Volkreich) erhalten ist. Diutisc, diutsch, deutsch heißt also eigentlich volkstümlich und bezeichnete zunächst die Sprache der germanischen Stämme. Aber woher stammt diese Bezeichnung? Nach der einen Erklärung von den Franken, die damit ihre Sprache als die volkische, nationale vom Romanisch der unterworfenen Gallier unterschieden hätten. Aber wahrscheinlich verdankt das Wort seine Entstehung nicht einem so früh entwickelten germanischen Nationalstolz, sondern im Gegenteil der Geringschätzung der lateinschreibenden Kleriker für die Volkssprache, die *lingua vulgaris*, wovon diutsch dann einfach eine Übersetzung wäre, also im volkstümlichen Gewande wiederum eine volksfremde (ja, volksverachtende) Denkweise. Doch hat das Wort im Laufe der Jahrhunderte diesen ursprünglich abschätzigen Sinn ganz verloren; indem die Stämme zwischen Rhein und Elbe sich im Kampf gegen die Slawen gerade durch die Sprache als zusammengehörig fühlen lernten, wurde deutsch zum Völkernamen, und Walthar von der Vogelweide preist deutsche Frauen, deutsche Männer und deutsche Zucht.

Aber mit dem Stolz aufs eigene Wesen vertrug sich bei den Deutschen von jeher die Lust am Fremden. Sie zeigt sich nicht nur darin, daß man fremde Wörter übernimmt, sondern noch seltsamer darin, daß man heimische fremdartig aufpußt. Wie mancher sich für den Maskenball nur eine Narrenkappe oder ein Fez aufstülpt und im übrigen in Zivil bleibt, so gibt man gut deutschen Wörtern durch eine ausländische Endung ein erotisches Aussehen. Solche maskierte oder Pseudo-Fremdwörter sind namentlich in der Studentensprache sehr beliebt. Sie sind „burschikos“,

wie man die Art des Burschen mit einer dem Griechischen entnommenen Endung nennt. Der lateinfrohe Bruder Studio gerät als „Lustikus“ oder „Lustibus“ in „Schwulitäten“ oder „in schwulibus“, aber wegen einer „Lappalie“, einer Lapperei, macht sich ein „Piffikus“ keine Sorgen! Mit dem 18. Jh. kommt statt des antiken das französische Kostüm in Mode. Statt zu schwadern, „schwadroniert“ oder „renommiert“ der Bursche, und „blamiert“ sich dabei oft tüchtig — beides Verben, die zwar auch im Französischen vorkommen, aber in ganz anderer Bedeutung (rühmen und tadeln), während die dazugehörigen Substantive *Renommist* und *Blamage* rein deutsche „Schöpfungen“ sind. Es kommt wohl gar zu einer Forderung, einer „Contrahage“, und die Sache endet mit einem verbundenen Kopf, einer „Bandage“. Nun ist's für einige Zeit vorbei mit dem „Pouffieren“, wie man früher das Flirten nannte, während das Wort im Französischen nur bedeuten kann: einen Feind bedrängen (und die Ableitungen *Pouffage* und *Pouffeur* völliges Deutsch-französisch sind). „Was ist doch die deutsche Sprach für ein plumpe Sprach!“, könnte Lessings *Riccacout de la Marlinière* hier einmal mit Recht ausrufen. Denn eben der Versuch, französische Eleganz vorzutauschen, offenbart den Mangel daran. Die sprachliche Maskerade kann eben das eigene Wesen so wenig verbergen wie die Tarnung das fremde, denn der Etymologe, der Prüfer der sprachlichen Echtheit, glaubt nicht an das Sprichwort „Kleider machen Leute“. Er zupft lächelnd die Pfauenfedern heraus, mit denen sich eine heimische Krähe pudt, er lüpfte wohl auch einmal wahnend den Schafspelz, unter dem sich ein fremder Wolf verbirgt; wo aber ein unentbehrlich gewordenes deutsches Wort sich als ausländischer Einwanderer erweist, da freut er sich dankbar solcher Bereicherung, in Erinnerung an das Goethe-wort:

„Und was man ist, das blieb man andern schuldig.“

Büchertisch

Jakob Hess, „Seele der Heimat“. Neue Lieder und Gedichte. Verlag Müller, Werder & Co. AG., Zürich. Fr. 4.—.

Der Band von 140 Seiten ist „den unsichtbaren Freunden“ gewidmet. Diesen Freunden wird der Verfasser persönlich auch unsichtbar sein und nur aus seinen Gedichten geistig sichtbar werden. Wenn aber unsere Mitglieder und übrigen Leser wissen, daß er Mitglied unseres Vereins ist, ist er ihnen auch geistig schon etwas sichtbarer. Nicht daß wir seine Gedichte deshalb empföhlen; wir erwähnen das nur, weil man sich so einander schon etwas näher fühlt und sich vielleicht schon etwas eher zum Lesen, vielleicht sogar zum Kaufen für sich oder als Geschenk entschließt. Also: anderthalbhundert Gedichte in schöner, gepflegter und doch verständlicher Sprache, mannigfaltig in Stil und metrischer Form. Das „Lob der Scholle“, wie die erste Gruppe überschrieben ist, die uns vom Pflug über den Kornschnitt zum Stoppelfeld führt, berührt uns heute alle wieder mehr als früher. In der Gruppe „Lied der Welle“ erklingen Töne, die wir immer für lieblich gehalten, so auch im „Raunen im Walde“. Und auch wer die Poesie des Wanderns nicht selbst so tief erlebt hat, wird sie aus der Gruppe „Wanderschaft“ errahnen. Der Natur- und Menschenfreund, der Freund der heimatischen Landschaft hört aus diesem Band vertraute Saiten klingen, darunter aber auch solche, die er bisher nur mit dem äußern Ohr gehört hat und die ihm erst jetzt zum Genuße werden.

Sant Gallerland - Sant Gallerlüüt. Nr. 9 der Zeitschrift „Schwyzerlüüt, Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte“. Schwyzerlüüt-Verlag Oberdießbach. Fr. 1.80.